

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 19

Artikel: Gedanken zum Juli
Autor: Schumacher, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669973>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

G E D A N K E N Z U M J U L I

Gegen den Ablauf des Kalenders ist nichts auszurichten. Auch gegen jene Betrachtungen nichts, die sich dem jahreszeitlichen Rhythmus anpassen und dann eben beispielsweise, wie es hier geschieht, vom Juli handeln, in dessen Zone wir nun eingetreten sind. Der Dichter Gottfried Benn hat, was Gedichte betrifft, von der Saisonlyrik, die mit Fahrplanpünktlichkeit in den Zeitungen erscheint, festgestellt, dass ihr Thema «die Fragen der Jahreszeiten» aufnehme; so würden «im Herbst die Novembernebel in die Verse gewoben, im Frühling die Krokusse als Bringer des Lichtes begrüßt, im Sommer die mohndurchschossene Wiese im Nacken besungen». Das ist wohl nicht weiter schädlich. Aber originell kann man den Einfall, in Vers oder Prosa über die Monate zu schreiben natürlich auch nicht nennen. Manche freilich achten wenig auf das Vorübergehen der schönen Stationen, die der Reihe nach die Rufnamen aller Monate tragen und in unseren Breiten als Geschenk des ekliptischen Winkels stets einen neuen Anblick bieten. Diesen Unachtsamen, die anderes, ihnen Wichtigeres, im Kopf haben, nun ein paar Hinweise zu geben, mag sogar verdienstlich sein. Es gibt aber gewichtige Stimmen, die sagen, in derart bedrückenden Zeiten wie der unsrigen solle man sich nicht in einer Art Flucht von den Fragen der Gegenwart abwenden; als ob das eine das andere ausschlösse. Auch wäre zu antworten erlaubt, dass der Gang der Jahreszeiten von älterem Herkommen als alles Menschliche auf der Welt ist und über alles Menschliche hinaus weiterdauern wird.

Man darf sich also wohl mit diesem oder jenem der Zwölfen beschäftigen. Auch mit dem Juli. Er ist jener Monat, worin der Sommer seinen Höhepunkt erreicht. Juni: das hat noch einen Hauch Mai an sich — alles ist im Anstieg, im Wachsen, im Rausch der auf den Grund von Grün gesetzten bunten Farben, denn «noch ist die blühende goldene Zeit, noch sind die Tage der Rosen», wie es beim einst bekannten, nun längst vergessenen Dichter Otto Roquette heisst. August: da ist der Schritt

auf die Abendseite des Jahres schon getan, der längste Tag liegt ja auch schon lange zurück. August nimmt Kurs auf den Herbst. Aber der Juli: er steht zwischen Anstieg und Abstieg; er ist der Stillstand, eine Weile Ruhe vor der Weiterreise. Juli ist eine Synonym zu Sommer, und in manchem Sommergedicht ertönt denn auch sein an einen Jauchzer gemahnender Name: Juli! So in Kellers «Zur Erntezeit»:

Da ist die üppige Sommerzeit,
Wo alles so schweigend blüht und glüht,
Des Juli stolzierende Herrlichkeit
Langsam das schimmernde Land durchzieht.

Mit den Dichtern durch den Sommer, den Juli, zu gehen, wäre ein Leichtes und ein das Herz erwärmendes Vergnügen. Jeder, der sich in der Literatur umsieht, könnte sich selbst eine sozusagen julianische Sommeranthologie zusammenstellen. Uebrigens der Name Juli und das Eigenschaftswort julianisch: sie haben eine klassische Herkunft. Der siebente Monat hiess ursprünglich im Althochdeutschen «hewimanoth», was unserem immer noch bekannten Heumonat entspricht. Nach der altrömischen Zählung, die das Jahr mit dem März begann, hiess der Monat Quintilis, nämlich der Fünfte. Zu Ehren von Julius Caesar, der dann den Kalender berichtigte, bekam der zum siebenten gewordene fünfte Monat den klangvollen Namen Julius, in deutscher Kurzform Juli. Wer also Julius oder Julia heisst, sollte von Rechts wegen im Juli geboren sein; solche Kinder dürfen mit besonderer Berechtigung Hesses Gedicht aufsagen, der zwar seinerseits, wie man weiss, Hermann heisst:

Wir Kinder im Juli geboren
Lieben den Duft des weissen Jasmin,
Wir wandern an blühenden Gärten hin
Still und in schwere Träume verloren.

Unser Bruder ist der scharlachene Mohn,
Der brennt in flackernden roten Schauern
Im Aehrenfeld und auf den heißen Mauern,
Dann treibt seine Blätter der Wind davon.

Wie eine Julinacht will unser Leben
Traumbeladen seinen Reigen vollenden,
Träumen und heißen Erntefesten ergeben,
Kränze von Aehren und rotem Mohn in den Händen.

In diesem Gedicht für die «Julikinder» ist so viel Sommerliches enthalten, dass weiteres zu sagen sich eigentlich erübrigt, weiteres von den Wonnen der Wärme, den Taumeln der Hitze, den brennen-

den Siegeln, die auf unseren Körper gepresst werden, den kühlenden Gewittern, die in dieser Glut schon mit enthalten sind; und mit diesem Stichwort mag mancher sich an die Novelle «Das Gewitter» des Schweizer Dichters Albin Zollinger erinnern, an jene Stelle, wo es losbricht: «Der Wald erbrauste vom Regen. Blaues Feuer schlug durch den Wasserrauch; im Krachen, nach einer geisterhaften Weile, bleckte der stürzende Dom seine Splitter. Magische Strähle zuckten, das Jenseits klaffte mit grünlichen Ländereien auf. Tiefer und tiefer demütigend, drückt die Flut ins Geäste, kniete sie sich aufs Laub, stürzte sie selber im An- drang der grauen Höhen. Von seinesgleichen auf die Beine gerufen, jauchzte Gewässer von allen Hängen, gurgelte es in den Gräben, sprang es vom Fels in die Kessel, kleine Quellen sprudelten im Regen. Durchgerissen, überrannt und in Auflösung auseinanderfahrend, ergab sich der Wald dem Einbruch. Bald sah er aus wie gestäupt, um und um tropfensprühend, in langen Fahnen seines Dampfes, goldgrün wie rollende Wogen.»

Der Blick in die Natur und ihr wechselndes Mienenspiel wäre ein blinder Blick, wenn er dort nicht auch Sinnbilder, Analogien zum Menschlichen, zu unserm innern Kalender sähe. Rilke sagte einmal: «Der Künstler von heute empfängt von der Landschaft die Sprache für seine Geständnisse.» Und wir dürfen diese Sprache mitsprechen, tun es unbewusst auch, wenn wir jetzt überall um uns die Zeichen des Julihafthen erblicken und sie mit eigener Stimmung aufladen. Dieses Abstimmen aufeinander von Aussen und Innen, von Monat und Mensch, also jetzt von Juli und unserm Innenleben, ist eines der wenigen Mittel, um Mensch und Natur in einer schon stark denaturierten Welt wieder für eine Weile in Einklang zu bringen. Einen solch vollendeten Einklang bietet das kleine Gedicht von Theodor Storm mit dem kurzen Titel «Juli»:

Klingt im Wind ein Wiegenlied,
Sonne warm herniedersieht,
Seine Aehren senkt das Korn,
Rote Beere schwillt am Dorn,
Schwer von Segen ist die Flur —
Junge Frau, was sinnst du nur?

Sollte man diesen Monat hindurch nicht auch uns fragen können, was wir sinnen, nämlich über das, was der Juli in uns erweckt, jener Monat, der das Herz des Sommers bedeutet, mit dem unser eigenes Herz in Einklang schlagen muss, wenn wir glücklich sein wollen.

Elisabeth Fritsch

B A R B A R A

So herb schon ihr Name im Ohr widerhallen mag, so etwas Herbes war auch um den Eindruck, den man von ihr gewann, begegnete man ihr zum erstenmal. Sie zeigte so wenig warme Lebensfreude und schien nur Arbeit, Pflicht und Disziplin zu kennen.

Barbara war ein grosses, überschlankes Mädchen, fast männlich in der Erscheinung. Die strenge, uniformähnliche Kleidung, das schlicht zurückgekämmte Haar, ihr ungeschminktes Gesicht unterstrichen noch die charakterfeste Eigenwilligkeit, die von ihrer Persönlichkeit ausging, und sie scheute sich auch nicht, diese offensichtlich zur Schau zu tragen. Sie war sich ihrer strotzenden Lebenskraft bewusst, ohne dass sie sich jedoch überschätzt hätte. Sie kannte ihre festumrissenen Grenzen, denn dazu hatte sie schon zu viel gelitten. Doch das Leid hatte sie nicht erniedrigen können; nur gestählt hatte es sie. Und sie hielt fest an diesem ihrem stählernen Panzer, den sie wie eine Schutzwehr um sich legte.

Aber dann geschah es trotzdem, dass die unsichtbare Wand, die sie umschloss, durchbrochen wurde. Lange wehrte sie sich zwar gegen den Eindringling, der schon seit geraumer Zeit versuchte, ihre scheinbar unerschütterliche Ruhe ins Wanken zu bringen und ihren Stolz zu beugen. Dann gab sie endlich nach und liess sich führen. Und dann erst wusste sie, was es heisst, glücklich zu sein.

Barbara hatte den Lehrer auf ihren Dienstreisen durch die umliegenden Dörfer schon oft gesehen, denn einmal im Monat, regelmässig, kam sie auch in den entfernten Weiler, der um ein schmückes Kirchlein, hoch oben auf dem Hügel, die wenigen Höfe zu einer kleinen, abgeschiedenen Gemeinde zusammengliederte. Im Schulhaus, das sich der Pfarrei so eng anschmiegte, als müsse es dort Schutz suchen, führte sie dann ihre Mütterberatungen durch.

Die Bäuerinnen mochten sie gerne, wenn auch ihre Herbheit sie leicht einschüchterte. Aber mit mit geübten, geschickten Bewegungen besichtigte